



# Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 5/26

Anzeigenpreis: Die einpaltige Zeile 20 Pf., die Reklamazeile 50 Pf.

Altensteig, Sonntag 2. Februar

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig  
Die Einzelnummer 15 Pfennig

1930

## Sonntagsgedanken

### Klassenbewußt!

Klassenbewußte Menschen! Im Kleinen tänat's an, draußen auf dem Dorf mit seinen zwei, drei Vereinen, die nicht selten miteinander rivalisieren und mit ihren Parteibildungen die Dorfgemeinschaft zerschneiden. Der Verein wird höher gestellt als das Ganze. Hier liegt der Keim des „Klassenbewußten“. Wie wimmelt es in jeder Stadt von solchen Menschen! Hier Beamte, hier Handel und Gewerbe, hier Fabrikanten und Akademiker! Hier Fußballklub, hier Turnverein! usw. Oder gar im Reich! Da stehen die großen sozialen Klassen gegenüber. Da gibt es Organisationen der Berufe, der Beamten, der Bauern, der Arbeiter, der Industriellen. Da wird ein proletarischer und ein allgemeiner und ein christlicher Fußball gespielt. Und alle diese Verbände sind nicht etwa bloße Interessengemeinschaften, sondern sie haben die Tendenz, den ganzen Menschen für sich zu beanspruchen und ihn aus dem großen Volksganzen in ihr besonderes Eigenleben hineinzuziehen. Man schafft sich eine Klassenbewußte Presse, Klassenbewußte Bibliotheken, Klassenbewußte Gesellschaften, feiert Klassenbewußte Feste (wieviel solche Klassenbewußte Weihnachtsfeste werden jedes Jahr veranstaltet!); kurz, man verkehrt nur in eigenen Kreisen, pflegt ein eigenes Geistesleben, schafft sich eine eigene Kultur. Und im Grunde zu reden: das Volk wohnt in einem Haus mit vielen Stuben, deren Verbindungsfluren aber alle — vermauert sind.

Klassenbewußtsein! Unsichtbare Wände sind aufgeschichtet. Die Volkseele stirbt; der Volkskörper löst sich auf in starre, enge Zellen. Es kreist kein Blut mehr lebensschaffend und befruchtend durch die verstopften Adern.

Und die schlimmste aller Gefahren ist noch nicht einmal genannt: daß auch die Christen zu solchen Klassenbewußten Menschen werden! Doch auch sie schließen sich zusammen und sind in ihren Vereinen und Kirchen gegen außen isoliert; daß das Christentum zur Ständes- und Parteiliche wird! Wehe, wenn dies eintritt! Denn allein das Evangelium der Liebe kann dem Verhängnis der Klassenjustiz wehren. Wenn irgendwo, dann kann unserm zerstückten Volk nur von der Volksgemeinschaft kommen, die jedem beliebt, den Nächsten über alle Klassen hinweg ebenso zu lieben wie sich selbst. Die Christen sollen Salz und Licht sein. Das Salz aber will nicht in der engen Schublade ruhen, sondern es will salzen. Und das Licht will nicht unter dem Scheffel, sondern auf dem Leuchter brennen.

A. S.

### Volksgemeinschaft

Sind nicht die Einzelnen eines Volkes wie Pflanzen? Die Pflanze wurzelt in dem Naturboden, nur dann gedeiht sie. Wir Großstädter des 20. Jahrhunderts — wobei nehmen wir mit unsern Wurzeln Kraft und Nahrung? Wir sind heimatlos. Unser Volkstum ist uns nichts mehr — darum gediehen wir nicht. Werden wir wieder Wurzeln lassen — oder ist der Gedanke daran „romantisch“?

Die menschliche Lebensgemeinschaft ist durchaus keine Selbstbefriedigungsanstalt, sondern ein fortwährendes Opferfest.

Dehmel

Du sollst nicht meinen, daß das allein genöhten beise, wenn du deinem Nächsten das Seine ausläßt, sondern wenn du selbst deinen Nächsten Not, Hunger, Durst leidest, keine Verdächtig, Schuld und Kleider haben und hilfst ihm nicht, so stiehst du gleich wohl, als wenn einer dem andern das Geld aus dem Beutel oder Kasten stähle; denn du bist ihm schuldig zu dessen in seiner Not. Denn deine Güter sind nicht dein: du bist allein ein Schaffner darüber gesetzt, und daß du sie ausleiest denen, so es bedürfen.

Luibez

## Die Perlen des Gottes Schiva

Roman von Franziska Fuhs-Vienau  
Copyright by Greiner & Co, Berlin NW 6

### 3. Kapitel.

Dann also war auf der langen Seefahrt nach Indien der Holschiff mit der Amerikanerin gekommen. Vili fand erst wieder Ruhe, als sie an ihres Mannes Seite Indien, das Land der tausend Wunder, ihr neues Heimatland, betrat.

Sie ließ den Blick über die Palmenufer gleiten. Felseninseln lagen verstreut im Wasser, und als der Dampfer langsam in den Hafen glitt, umgaben ihn eine Menge Boote mit schwarzer, brauner und gelber Mannschaft. Die abenteuerlichen Kerle stiegen bis an die Spitzen

der im Seegang hin und her schlagenden Rasten, um den Passagieren die Schätze des Meeres anzubieten.

Bald sahen Vili und ihr Mann im Wagen und fuhren der Stadt zu. Der Eindruck war für die junge Frau überwältigend. Kallutta nennt sich nicht ohne Grund die „Stadt der Paläste“. Die herrlichsten Gebäude wechselten ab mit wundervollen Gärten. Wohlfein säumten die Plätze ein, dort wieder ragte ein schlanter Minarett in den tiefblauen Himmel. Und dazwischen wogte ein unendlicher Menschenstrom; alle Sprachen der Welt wirkten an das Ohr Vili's, und Menschen in allen Farben sah sie. Ihre Augen trugen ein wundervolles Bild aus. Ueber den Weg schritt eine Idealfigur, groß, ebenmäßig gebaut, wie in Bronze gegossen, mit einem Gesicht wie gemahelt. Vili war begeistert. Ein unbekanntes Gefühl in ihrem Innern ließ sie sich unter diesen braunen, schön-gewachsenen Menschen sofort heimlich fühlen. Aber Knut sagte megerwendend:

„So ging es mir anfangs auch. Jetzt sehe ich nicht mehr hin, wenn solch ein jählicher Kerl vorbeigeht.“

Knut ging es im schlanke Trab zur Villenstadt. Bambushecken begrenzten wundervolle Gärten, in denen die Bungalows, die hölzernen Wohnhäuser, standen, die in ihrer Bauart an ein Schweizerhaus erinnerten.

Da die Wohnungseinrichtung des jungen Paares noch nicht beschafft war, nahmen Vili und Knut die Gastfreundschaft eines Kollegen an. Mit freudigem Eifer laute sie dann die einzelnen Stücke, und bald war das eigene Heim geschmackvoll eingerichtet. Sie fühlte sich bald wohl zu Hause, und mit allerliebster Würde gab sie ihre erste Festlichkeit als Hausherrin. Besonders die Frau des Chefs hatte sie in ihr Herz geschlossen und lud sie und ihren Mann zu einem geselligen Abend ein.

Vili war im Hause des Chefs entzückt über den herrlichen Garten, aber die Dame des Hauses erklärte ihr: „Dieser Garten ist noch nichts gegen die Gärten einzelner Fürsten, die hier ihren Stadtpalast haben. Ueber deren Schönheit staunt jeder Fremde.“ Eine außerordentliche Gesellschaft füllte die Räume, und der jungen Frau wurde viel Aufmerksamkeit zuteil.

Plötzlich entstand eine Bewegung. Die Damen und Herren schauten nach dem Eingang. Auch Vili sah unwillkürlich dorthin. Wie auf Kommando wichen die Gäste zurück und durch die Mitte des Raumes schritt, in Begleitung des Hausherrn, in europäischer Kleidung ein hochgewachsener Indier. Mit höflicher, aber unerschütterlicher Miene erwiderte er die Grüße der Anwesenden. Vili hörte neben sich über ihn sprechen, es sei Seine Hoheit der Maharadscha von Kennaipur, ein stolzer, herrlicher Mann, der entgegen den Sitten von Jahrhunderten bisher noch nicht gewählt hatte unter den Töchtern des Landes.

Die beiden Herren kamen in Vili's Nähe. Plötzlich guckte das Auge des Fürsten auf, er hatte sie erblickt und bat den Hausherrn um Vorstellung. Mit weltmännischer Höflichkeit zog er ihre Hand an seine Lippen und erkundigte sich in englischer Sprache:

„Aus welcher Gegend der Welt sind Gnädigste denn hierher verschlagen worden?“

„Meine Heimat ist das Rheinland.“

„Verzeihung“ hat er nunmehr in einwandfreiem Deutsch, „daß ich nicht sofort Ihre Muttersprache benutzte, aber in Indien hätte ich nie eine Deutsche vermutet.“

Wie ein Schatten flog es über ihr Gesicht bei dieser Anspielung, aber sie gestand dann offen:

„Das glaube ich gerne, Hoheit, denn meine Mutter, der ich sehr gleiche, war eine Ausländerin.“

Der Fürst schien eine Frage stellen zu wollen, schwieg jedoch, als er den abweisenden Gesichtsausdruck der jungen Frau bei Erwähnung ihrer Mutter bemerkte. Er schlug ein anderes Thema an und erzählte ihr, daß er auch am Rhein gewesen sei, und zwar zwei Jahre in Bonn. Und nun stellte es sich sogar heraus, daß er in Oberwinter, ihrem Heimatort, gewohnt hatte. Vili war glücklich, daß sie mit jemandem über die Heimat sprechen konnte, und achtete nicht auf ihre Umgebung. Diese achtete aber desto mehr auf sie. Bei früheren Besuchen hatte der Fürst sich nie einer Dame gewidmet und war immer nur ganz kurze Zeit geblieben. Jetzt forderte er die junge Frau sogar zum Tanz auf. Wie wunderbar leicht flog sie in seinem Arm dahin. Als er meinte, sie habe einen vorzüglichen Tanzlehrer gehabt, lachte Vili wie ein Kind. „Nein, Hoheit, meine Lehrerin war meine Mutter, die alte Bertha, und die Musik zum Tanz mochte ein alter Invalide auf seiner Drehorgel.“ Zum Ersauern aller lachte der Fürst hell auf.

„Also habe ich recht, meine gnädige Frau, demzufolge haben Sie doch guten Unterricht gehabt.“ meinte er scherzend. Vili sah mit ihren dunklen Augen zu ihm auf, senkte aber verwirrt den Blick vor dem Feuer, das aus seinen Augen leuchtete. In ruhiger Tone sagte der Fürst nach einiger Zeit zu ihr:

„Es würde mich freuen, Ihren Herrn Gemahl kennen-zulernen.“ Da bog der Herr des Hauses um die Blumen-gruppe, vor der die beiden vom Tanz ausruhten, und in seiner Begleitung befand sich Knut Dittmar. Die Herren stellten einander vor und plauderten einige Augenblicke zusammen, wobei der Fürst den Gatten Vili's scharf beobachtete. Vili war entsetzt. Sie merkte, daß ihr Mann zuviel des Guten getrunken hatte. Der Fürst sagte sie: sie schloß die Augen.

Bevor sie beugte sich der Fürst zu ihr nieder:

„Fühlen Sie sich nicht wohl, gnädige Frau?“

Vili schüttelte den Kopf. „Der Trubel ist zu groß, ich möchte nach Hause.“ — „Knut“, erklärte Knut, „du stehst hier die ganze Zeit ruhig und dann redest du von Trubel. Was soll denn das heißen?“ Der Fürst tat, als höre er den Einwurf Knut's gar nicht, sondern stellte lebens-würdig die Frage:

„Darf ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen?“ Dankbar sah Vili zu ihm auf und nahm das Anerbieten an. Nur fort, damit niemand den Gatten in diesem unwürdigen Zustand sah.

Langsam lag sie schlaflos. Wie sollte sie ihren Mann auf den rechten Weg bringen? Alle Bitten und Ermahnungen nützen nichts. — Wie sollte das noch enden? Und sie war doch noch so jung, das Leben hatte ihr bisher so wenig geboten.

Knut — tröstete sie sich —, sie war ja eine Rhein-länderin, und die ließen sich nicht unterlegen. Es würde ihr wohl auch noch gelingen, ihren Mann zur Vernunft zu bringen.

Eine Zeitlang schien es, als sei ihre Bemühung von Erfolg gekrönt, Knut blieb mäßig im Trinken.

Vili atmete auf und gab sich der Freude hin, die sich ihr bot. Es war ja alles so anders, wie sie es bisher ge-wöhnt war: Land und Leute, das häusliche und das ge-fellige Leben.

In jeder Veranstaltung wurden sofort Dittmar's ein-geladen, denn alle hatten die junge Frau gern. Korso-fahrten wurden abgehalten. Unter den Klängen der Musik fuhren Hunderte von eleganten, blumengeschmückten Wagen in langen Reihen dahin. Knut Dittmar und seiner Frau waren vom Konsul Blähe auf der Tribüne angeboten wor-den, jedoch kurz vor der Abfahrt der Wagen kam ein Diener des Maharadscha von Kennaipur und bestellte:

„Der Sahib Sultamet läßt bitten, seinen Wagen zu benutzen und die Korsofahrt mitzumachen.“

Ein entzückend geschmücktes Gefährt fuhr vor, und es blieb dem jungen Paar nichts anderes übrig, als der Liebeswürdigen Einladung zu folgen. Der Wagen lief auf Räder, Dschel, das Geschirr der Pferde, alles war mit zartem Orchideen geschmückt, und die beiden Insassen saßen unter einem Baldachin aus den gleichen Blumen hergestell.

Abu Rogat, der Leibdiener des Maharadscha, reichte einen Korb mit kleinen Sträußen hinein, damit bei der Blumenschlacht die duftigen Geschosse nicht fehlten.

Vili sah reizend aus in ihrer dunklen Schönheit zwischen den Ma Blumen. Langsam rollten die Wagen über die Giplanade, als sich ihnen ein Reiter angeheilt.

— Es war der Fürst von Kennaipur.

Er reichte Knut und Vili die Hand und erkundigte sich:

„Nun, meine gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen hier? Haben Sie sich schon eingewöhnt, oder vermissen Sie Ihren Rhein mehr?“

„Einstweilen nicht, Hoheit, es ist hier so viel Fremd-artiges zu sehen, daß ich kaum zur Bestimmung komme. Wie aber sollen wir es wieder gutmachen, Hoheit, daß Sie uns Ihren Wagen überlassen haben?“

„Ich hole mir schon beizeiten meinen Dank.“ lächelte der Fürst. In ihrer impulsiven Art nahm Vili eine Pause aus ihrem Gespräch und reichte sie ihm mit den Worten:

„Ich will versuchen, auf diese Weise meine Schuld abzutragen, Hoheit.“

Der Fürst beugte sich vor, seine Hand streifte im Nehmen die Finger der jungen Frau. Eine flammende Blut stieg in ihre Wangen. Das Gesicht des Maharadscha blieb unbeweglich; er verbeugte sich kurz und verschwand.

— Keine Festlichkeit verging, ohne daß der Fürst erschien, und immer suchte er die Gesellschaft des jungen Paares.





„Da hast du es, nun ist er weg.“ rügte Kurt Dittmar. „Du bist doch hier nicht am Rhein; da erlauben sich die Menschen, ihre Gefühle herab zu setzen.“

„Villi gab keine Antwort. Eine innere Angst krieg in ihr auf. Ihr war es, als müßte sie ihren Mann bitten, komm fort von hier... Warum? ... Sie wußte es selbst nicht zu sagen.“

„Heilig am andern Morgen erschien Miß Belling im Ottmarischen Hause. Sie begrüßte Villi sehr liebenswürdig und erkundigte sich: „Wie ist Ihnen denn der gestrige Tag bekommen?“

„Danke, gut, und Ihnen?“

Die Amerikanerin winkte abwehrend mit der Hand. „Ich hatte von der ganzen Veranstaltung nur Aerger und unnütze Kosten.“

„Aber, Miß Belling,“ wunderte sich Villi, „Ihr Wagen war doch wunderschön.“

„Wunderschön?“ wiederholte die Miß erregt. „Nein, einfach schauerhaft. Ich wollte rote Rosen zur Ausschmückung haben, aber der Keel von Wäntner hatte die Bekleidung verwechselt und verzierte meinen Wagen mit Gänseblumen und Clematis. Empörend!“

Villi lachte: „Das waren doch keine Gänseblumen. Miß Belling, sondern wunderschöne, selten große Margaretenblumen.“

„Jawohl,“ höhnte die Miß, „das sind Blumen für Backstische und Clematis solche für alte Damen.“

„Noch nachträglich zornig über die gebaute Enttäuschung, ließ sie sich in einen Sessel fallen.“

Villi lächelte unmerklich, aber die Amerikanerin hatte es doch gemerkt. Sie sprang auf und trat dicht an die junge Frau heran. „Scheinbar scherzend, drohte sie dieser mit dem Finger: „Kleine Frau, ich muß Sie warnen, solche Unkosten, wie Sie sich gemacht hatten, dürften eigentlich nicht sein.“

Villi sah Miß Belling erstaunt an und stellte die Frage: „Welche Unkosten meinen Sie?“

„Nun, die Ausschmückung Ihres Wagens hat doch ein nettes Stimmchen gekostet.“

Villi maß die Sprecherin mit großen Augen. Es zeigte sie förmlich, der Redlichen eine passende Antwort zu geben. Aber sie bezwang sich und sagte ruhig: „Und nicht, denn der Wagen wurde uns zur Verfügung gestellt.“

„Was Sie nicht sagen. Darf ich den Namen des liebenswürdigen Gebers wissen?“

„Gerne, es war der Maharadscha von Kennabar.“

„Zieh an,“ lächelte Miß Belling, „da haben Sie ja eine Eroberung gemacht. Man erzählt sich doch allgemein, Seine Hoheit beachte kein weibliches Wesen.“

„Sie reichte Villi abschiednehmend die Hand und meinte mit verstemtem Kinn: „Es ist in jeder Lebenslage nicht zu verachten, einen guten und reichen Freund zu haben.“

Villi hob den Kopf. Was bezweckte die Sprecherin mit ihren Worten?

Mit klaren Augen sah sie die Amerikanerin an, dann tat sie ganz, als hätte sie die gemeinte Bosheit nicht verstanden und gab ruhig zur Antwort: „Ich denke darin ebenso wie Sie, Miß Belling.“

„Kann aber allein, versteht sie die Ruhe. Wie doch die Menschen gleich das Schlechteste annehmen! Wie kamen andere dazu, sich um ihren Verkehr zu kümmern? Der Fürst interessierte sich, wenn er sich um sie kümmerte, doch nur für das Rheinland, und nun sollte ihm das gewehrt werden?“

„Nein, sie würde ihn nicht hindern, ihre Gesellschaft zu suchen, sie konnte doch mit ihm über die Heimat sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Regen über Jerusalem

Von R. V. Ben-Gaoriel (Jerusalem)

Als in der ersten Januartwoche noch immer schöner blauer Himmel über Palästina stand und nach dem Vorh, dem Frühregen, der zwar Gärten und Wiesen im Dezember in eine Frühlingslandschaft verwandelt, kein weiterer Regen kam, begann man besorgt zu werden. Nicht daß man bei uns den Regen als solchen besonders liebt, aber man weiß, daß die gewaltigen Wassermengen, die ein Land, das acht Monate im Jahr keinen Tropfen Regen sieht, benötigt, unbedingt bis März gefallen sein müssen. In diesem Monat nämlich beginnt der bis in den Dezember reichende regenlose Sommer. Am zehnten Januar gingen nun die Yemener, die braunen Juden aus Südarabien, hin und hüten an, um Regen zu beten. Und tatsächlich: am elften begann es zu regnen. Regnen ist eigentlich kein Ausdruck für das, was nun vom Himmel kam; die deutsche Sprache hat kein Wort dafür, weil sie für europäische Verhältnisse bestimmt ist. Es kam Wasser, beiläufig in einem Raß und in einer Art, als hätte man über Palästina eine unbeschreiblich große Badewanne mit erstaunlicher Bläulichkeit umgedreht und hätte dann vergossen, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. In jedem Umhüllung, zwei Minuten nach hellstem Sonnenschein, stürzten unermessliche Wassermengen herab, die die Landschaft nach einigen Minuten im wahrsten Sinn des Wortes erlauchten ließen. Mit einem Schlag stellt sich das gesamte Leben in den Städten und in den Dörfern um. Reisende, die geplant waren, mußten unterbleiben, weil nicht Auto und nicht Kamel die seitlich der großen Straßen liegenden Orte, die nun auf Tage und Wochen von aller Welt abgeschnitten sind, erreichen können. Die Reisenden aber, die gerade unterwegs waren, mußten zusehen, auf irgend eine Weise schnell zurückkehren zu können, denn der palästinensische Regen bringt mitunter auch Lebensgefahr mit sich. Ein Auto, das durch ein Wadi der Wüste fährt, ist unrettbar verloren, wenn plötzlicher Wüstenregen es erreicht. (So erkrank vor ein paar Jahren ein Arzt mit seinem Pferd in einem Wadi, der kurz vorher bei schönstem Wetter aufgebroschen war, um einen Kranken zu besuchen.) Der Regen dieser Tage aber schnitt das ganze Land Palästina von der Welt ab. Der Zug, der Reisende und,

was das Wichtigste ist, die Europapost, aus Ägypten bringt, blieb mehr als zwei Tage in der Wüste liegen. An mehreren Stellen hatte der Regen den Bahndamm weggeschwemmt und die breite Autostraße, die von Jerusalem nach Tel-aviv führt, verschwand bei Bab el wad, als hätte sie nie existiert. Ein Auto mit drei Passagieren ging „mit Mann und Maus“ unter.

In den Städten aber sehen die Menschen zumeist wie wohlbeleibte Gespenster aus: man zieht sich möglichst alle Kleidungsstücke übereinander an, die man aufstreifen kann, und wer keine hohen Stiefel hat — viele Damen tragen Stiefel bis an die Knie — beneidet den Fellaheen, der das in diesem Fall klügste tut, der bloßfüßig geht. Alles in allem, so groß die Annehmlichkeit des Regens für den Fellaheen ist, so unangenehm ist er für den Städter.

Es ist nicht nötig, mehr als dies eine Beispiel dafür aufzuführen, als das des Theaters. In Jerusalem war eine Aufführung durch das Tel-aviv Theater angelegt. Als die Schauspieler ins Theater kamen, fanden sie Bühnenraum und Garderoben in ein geradzweiges erhabenes Seepanorama verwandelt. Auf dunkelgrauen Fluten schwammen Dinge, die man nach langer Betrachtung als Dekorationen, Kostüme, Schuhe und Bürte agnizieren konnte. Wie Matrosen auf einem untergehenden Schiff fanden dann Schauspieler und Bühnenarbeiter bis an die Hüften im Wasser und retteten, was noch zu retten war. Die Abendvorstellung und die des folgenden Tages waren natürlich verloren.

Schwarz verhängt ist der Himmel über Palästina. Stein in Stein lauern die Dörfer an den Berghängen, Palmen ringen mit dem Sturm wie verzweifelte alte Männer, spärliche Autos segeln kühn die Straßen hinaus und nur die Kamel, die gurgelnd und wiederläutend, majestätisch-blüde in breitem wiegendem Gang durch den Regen schreiten, gehen gleichmütig, wie immer, dahin. Auf ihrem Rücken schaukelt ein Bündel Mensch, verbroden in Fellen und Säcke, unerschütterlich, ob er Allah danken soll für den Regen oder nicht.

Eins ist gewiß: daß es nun fünfzig Tage mehr oder weniger regnen wird, entweder in einem Zug oder hundertmal des Tages unterbrochen, bis dann wieder die Touristen kommen werden und mit ihnen acht Monate lang strahlend blauer Himmel, ohne Wolke und ohne einen Tropfen Regen.

In der großen Wüste drüben aber, im Nejd, wissen die Beduinen in ihren schwarzen regengepeitschten Zelten, daß, wenn es heuer regnet, sechs oder sieben Jahre lang Sonne scheinen wird, heiße, alles verdorrnde Sonne, ohne Wolke und ohne einen Tropfen Regen. Sechs oder sieben Jahre lang.

### Heimweh

Oftmals im Lärm der Gassen  
uns eine Stimme ruft,  
heimliche Hände uns fassen,  
streift uns ein feiner Duft.

Defnet sich leis eine Dolde,  
die über Nacht erblüht.  
Glocken aus himmlischem Golde  
singen ihr Heimwehlied.

Fritz Wolfe.

### Sitten und Gebräuche zur Faschnacht

Der Karneval in deutschen Städten

Von Rudolf Wagner

Wenn in diesen Tagen die Wogen des Faschnachtstreibens lebenssprühend aufschäumen, dann ist es wohl angebracht und dürfte manchen interessieren, sich einmal jene nun längst vergangene Zeiten ins Gedächtnis zurückzurufen, in denen der Karneval noch in seiner ganzen ursprünglichen und urwüchsigsten Kraft gefeiert wurde und gleichsam ein Stück naturreicher und unverfälschten Volkstums darstellte; jene Zeiten, in denen der Grundhaß zu den Sitten und Bräuchen gelegt wurde, von welchen wir heute freilich nur noch einen schwachen Abglanz kennen.

Am härtesten und ausgeprägtesten wurden der Karneval und Fasching von jeher naturgemäß in den christlich-romanischen Ländern gefeiert. So berichten uns alte Historiker z. B. aus Reims um das 12. Jahrhundert: „Das Fest (der Karneval) dauerte acht Tage. Man wählte einen Karrenbischof, der alle Ehren eines wirklichen Würdenträgers von der unwändig ausgelassenen Bevölkerung erfuhr. Vier Tage wurde die Vesper in der Kathedrale bergestellt gefeiert, dann man zuerst mit Karren- und Spottgesängen leise anfing, dann immer lauter und lauter schrie und zuletzt in ein gretuliches Gedrüll und Geheul überging; oft zog das Volk sich dabei laufend aus. In die Karrenschächel wurde alles Leder geworfen; auf die Altäre wurden Schinken, Würste und riesige Brezeln gelegt und während der Messe verzehrt, nachdem man zuvor darum gewürfelt hatte. Weiber wurden auf unzünftige Weise verkleidet. Bei den Straßenumzügen trieb man den Mutwillen so weit, daß man das gaffende Volk mit dem widerlichsten Unrat bewarf.“ — Berühmte war auch in früheren Jahrhunderten die sogenannte „Rahen-orge“, besonders in Brüssel und Straßburg. Ein grotesk aufgeputzter Hanonart sah auf dem Marktplatz inmitten einer großen Volksmenge vor einer naturgetreu nachgeahmten Riesenorzel. Statt der Orgelpfeifen waren aber die Schwänze einer ganzen Anzahl lebender Rahen eingespant: die armen Tiere verübten beim wahllosen Anschlag der Lasten ein schauerliches Konzert und Klagegeschrei, das durch das ohrenbetäubende Geheul der Menge noch verstärkt wurde. Später wurde von der Kirche und einem weisen Magistrat dieser Artzucht einer grausamen Tierquälerei verboten. — In Leipzig hatten sich während des ganzen Mittelalters diese originelle Faschnachtbräuche entwickelt, die an Romel und Unmenschlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. So zogen z. B. die jungen Burken verumumt mit einem Pflug durch die Straßen, an dem sie die jungen Mädchen, deren sie habhaft wurden, mit Gewalt spannten, um sie gleichsam zu verspotten oder zu bestrafen, daß sie sich im vergangenen Jahre unter die Haube zu kommen nicht richtig bemüht hatten.

Geradezu ungeheuerliche Formen nahmen zu damaligen Zeiten bei solchen Anlässen die Eh- und Trinkgelage an. Im Jahre 1583 wurde in Königsberg zur Faschnachtszeit von der Wehgerkunst eine Riesenwürst hergestellt, die 506 Ellen lang und 434 Pfund schwer war; sie wurde von 91 Gesellen unter fröhlichem Gesang auf großen hölzernen Gabeln durch die Stadt getragen. In der Stadt der „Kritik der reinen Vernunft“ und des „kategorischen Imperativs“ schien solch drastische Beherrschung des Fleisches damals durchaus kein Mißfallen erregt zu haben; denn 18 Jahre später taten sich die Fleischer mit einer noch größeren Statur hervor, welche 1105 Ellen lang war und die Kleinigkeit von 900 Pfund wog; neben anderem wurden allein 81 geräucherter Schinken nebst 18 Pfund Pfeffer dazu verwendet. 103 Fleischergejellen trugen dieses Wurstungeheuer zu Fasching 1601 unter Musikbegleitung und allgemeinem Jubel herum und verschmauschten es dann in Gemeinschaft mit den Bürgern, die sich ihrerseits nun auch nicht lumpen ließen und aus 18 Scheffeln Weizenmehl acht riesengroße Striehel, deren jede 6 Ellen lang war, sowie sechs mächtige Brezel backen. Diese öffentlichen Massenabfütterungen erinnern lebhaft an ähnliche Begebenheiten im alten Rom.

Veräbnit war auch das Faschnachtspiel des Schusterpoeten Hans Sachs in Nürnberg. Es waren dieses die mit großer Pracht und Verschwendung in Syene gefesteten Schönbartspiele (Schönbart oder Schenbartlaufen), bei denen die Nürnberger Patrizier ihren Reichtum zeigen konnten, ähnlich wie die reichen Kölner bei ihren Faschnachtsauszügen. Bemerkenswert bei diesen Spielen ist unter anderem, daß schöne Frauen oder geschmückte Mädchen, die sich an Türen und Fenstern zeigten, mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt waren, beworfen wurden, „die gar lieblich und schön geschmeckt (gerochen)“. Während das Schönbartspiel der Vergangenheit angehört, hat sich der nicht minder berühmte Schöfflerzug in München bis in die Gegenwart hinübergerettet und nimmt in der Vorstadt auch heute noch einen herooztigen Platz ein. Kehtlich hatte Frankfurt a. M. seinem Würtzertanz, doch wurde dieser nur dann aufgeführt, wenn der Wein so fest zugefrosen war, daß die Küßerjellen auf der Eisdecke ein Fuß zu binden imstande waren.

In der Schweiz gab es mannigfaltige Faschnachtsbräuche. So schickten z. B. am Hirschenmontag (dem zweiten Faschnachtsstag) verschiedene Ortschaften einander Bote zu, deren Aufgabe darin bestand, durch Berlesen von Briefen an einzelnen Personen scharfe Kritik zu üben; diese Sitte wurde der „Dorfruf“ genannt. — Seine höchste Entwicklung hat der Fasching bekanntlich am Rhein gefunden, besonders in den weltberühmten Kölner Rosenmontagszügen mit seinen zahlreichen karnevalistischen Veranstaltungen. Andere rheinische Städte haben das Kölner Vorbild mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt.

Bemerkenswert ist in der Kulturgeschichte des Faschnachts, daß ursprünglich nur die Nacht, resp. der Tag vor Aschermittwoch gefeiert wurde, später aber die Entwicklung weiter ging und man drei, vier, ja sieben Tage und noch länger (bis zu 14 Tagen resp. drei Wochen) sich den Festesfreuden in vollen Zügen hingab. Für die liebe Jugend hatte die Faschnachtszeit von jeher einen ganz besonderen Reiz. In manchen Orten ziehen heute noch die Kinder mit einem Wagen durch die Straßen und singen dabei z. B. im Schwarzwald: „Heu, Strauß, 's Faschnachtskuchel an“, wobei die Kleinen Brennstoff und oft auch Käslein erhalten. Der Brennstoff wird auf einen Berg beim Dorfe gebracht. Burken holen aus dem Walde große Tannen und schmücken sie festlich mit bunten Bändern und dergleichen. Dann wird das Brennmaterial um die Bäume geschichtet und angezündet. In der Schweiz muß die längst verheiratete Frau das Feuer anzünden (Symbol des Segens und der Fruchtbarkeit). In der Eifel führen die Kinder einen Strohmännchen mit sich und ziehen singend durch die Dörfer; zum Schluß wird der Strohmännchen verbrannt.

Mancherorts, z. B. im Odenwald, wird ein Wagenrad mit Stroh umwickelt, geschmückt und brennend von mehreren Burken den Bergabhang hinuntergewälzt; bisweilen wohl auch brennende alte Bienekörbe. All diesen Bräuchen liegt ein alter Sompahliezauber zugrunde: die Menschen erhoffen im kommenden Frühling durch derart symbolische Handlungen Segen und Fruchtbarkeit, indem sie die alles belebende Sonne künstlich nachzubilden versuchen. Den gleichen Zweck verfolgt auch das Werfen brennender Scheiben, die gleichzeitig die bösen Geister vertreiben sollen. Aber auch durch hartes Lärmmachen und Bertreiben, selbes, je nach der Gegend, in der mannigfaltigsten Art und Weise und mit den bemerkenswertesten Unterschieden, suchte man sich der Unholde zu erwehren. Diese zwei Geistesgegenheiten haben sich noch in unsere Tage hinübergerettet, allerdings unter Verlust des ursprünglich beabsichtigten Grundgedankens. Endlich liegt hier nebenbei auch noch eine Art von Analogieauber vor: die Räder und Scheiben stellen das Abbild der Sonne dar und sollen die gleichen heilsamen Wirkungen ausüben wie diese selbst.

### Bergwunder

Von H. Stephan

Die Fuchsjenteuse war vorbei. Man hatte mit dem Mut alter Spartanerjünglinge das Grufeln, das kalte Wasser und den Sandregen überstanden und nun sollte es zur Belohnung für die durchlebten Schredensstunden, am nächsten Morgen auf die Achterspitze gehen, einen erklecklich keil ausragenden Berg, der in dessen von den älteren Semestern verächtlich als „Kramel“ bezeichnet wurde.

Da die abendliche Sitzung im Ratskeller erst zu ziemlich vorgerückter Stunde ihr Ende fand, wurde es 11 Uhr, ehe der Abmarsch statfinden konnte, die Sonne brannte bereits tüchtig und so manches schmer vertaterte Fuchseln jammerte Ach und Weh bei dem mühseligen Getrabbel über Geröll und Felsbrocken und glatte Tannennadeln. Wie ein Bächlein lief der Schweiß über die erhitzten Gesichter. — „Nein, das ist Tierquälerei — wir können nicht weiter — wir kehren um!“ Klang es hier und da, aber mit Trost und Zuspruch hielt der Fuchsmajor seine Kleinen bei der Stange.

„Haltet nur aus — gleich sind wir oben — und da oben wartet das Bergwunder auf Euch, das löstliche, labende, das Euer verdorrten Seelen wieder erfrischt wird!“

„Ah, ein Glas kühlen Bieres. Nein, 2 bis 17 — ungezählte Mengen! So feuerte man sich gegenseitig an — die letzte Kraft gab man her, um den Gipfel zu erklimmen — noch 5 Minuten Dauerlauf — keuchend war das Plateau erreicht und da oben — ja, da lag eine kühle, sonnige Halbe, von der man wohl einen herrlichen Blick ins Tal, aber nicht auf die allerfeinste Bierwirtschaft hatte! Und die





Kommissionen fanden um die verdähten Füchsen herum und lachten, daß ihnen die Tränen über die Waden liefen.

„Ja, das ist eben das Wunder der Achterspize — mal ein Berggipfel ohne Ausschau. So was werdet Ihr hierzulande nicht oft erleben!“ Einige Minuten lang ließ man die Füchlein ihren Schmerz, ihre Wut, ihre herbe Enttäuschung austoben — und dann führte man sie einen Talweg hinab bis zu einer Wiese, auf der Röhre grasten und eine Sennerin — keine vom „Alpenfest“, sondern eine derbe Person in Holzschuhen und Lederhosen — Milch verkaufte, wenn sie gut gelaunt war.

Zwar erschien es den jüngsten Semestern zuerst unter aller studentischen Würde, Milch zu trinken, aber der Durst war zu groß, und bald sah alles um den groß zusammengehauenen Tisch und ließ sich den kühlen weißen Trant herzlich schmecken.

„Das zweite Wunder dieses merkwürdigen Berges — milchtrinkende Füchse!“ jagte der Fuchsmajor, und die Brust der also apotrophisierten hob sich froh bei dem Gedanken, daß sie selbst im nächsten Jahr hohnlächelnd einer Schar von zornigen Füchsen das „Bergwunder“ erläutern würden.

## Das Album

Von Ernst Zacharias.

Gestern kam meine Nichte Brigitte zu mir und hielt mir ein Buch unter die Nase. Es war ein wunderbares Album, in Leder gebunden und mit eingetragenen Blumen verziert. Ich sollte einen schönen Spruch zum Andenken hineinschreiben, meinte Brigitte; dann verschwand sie errötend. Also einen Spruch sollte ich hineinschreiben. Ein hübsches neugierig blätterte ich in dem Album herum.

„Arbeit ist des Bürgers Stier.  
Sorgen ist der Mühe Preis!“

Zur freundlichen Erinnerung an deinen Bruder! Ich konnte ein Schmuckstück nicht unterdrücken. Ausgerechnet der gute Paul, der notorische Faulpelz, der Sündenbock, das Sorgenkind der Familie, wählte diese Worte von der Mühe und Arbeit!

„Ordnung ist das halbe Leben!“

Zum ewigen Andenken an deine dich innigst liebende Freundin Ute!

Kun wurde ich schon stübig. Ute, die Unordnung in Person, die Hatterbaste, die Eierliche, die immerfort ihr Sachen suchte und niemals finden konnte, offenbar nun mit einem Male ihre hohe Verehrung für etwas, was ihr völlig fehlte! Das war in wirklich interessant!

„Vor allem eins, mein Kind!  
Sei treu und wahr!  
Auch nie die Lüge deinen Mund entweih!“

Die Unterschrift war durch ein sogenanntes Stammbuchsbild verdeckt; ich meine Vermutungen und einfluß nachsagen. Nach den Erfahrungen der beiden ersten Seiten konnte es nur Heinrich Eigenmann, sein! Nichts, meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht!

Kun wurde das Büchlein für mich eine Quelle heiterer Stunden. Das Gesehene der Gegenständlichkeit das ich lieben entdeckt hatte, wurde mit ganz geringen Ausnahmen immer von neuem bestätigt. Ratschläge Tanten warnten in erweichenden Zitaten vor dem Mißbrauch der Zunge; haderbekannte Streithähne verlesen in hochtönenden Worten den Segen der Friedfertigkeit und fanden es zu meinem Vergnügen ganz natürlich, daß der Klügere nachhabe und daß die Sanftmut den Jörn befesse. Mein sehr vergesslicher Freund Erik konnte sich gar nicht genant, die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit zu loben. Wenn er mir nur endlich das geliebte Buch zurückgeben wollte, um das ich ihn bereits viermal gemahnt habe! Wenn er doch auch pünktlich zu den Monatsversammlungen käme!

Tante Emma, die iphöste Junge der Verwandtschaft, deklamierte, daß der Sport eine gütige Mause sei und nur auf unfruchtbar Boden gedeibe. Vetter Anton, der unverbesserliche Griesgram und Schwarzseher entdeckte, daß unter dem Himmel der Heiterkeit alles außer Gift gedeibe!

Die Handschrift auf der zuletzt beschriebenen Seite kam mir merkwürdig bekannt war. Daß jemand, der der kleinen Brigitte ziel, im Lebenskampf nur recht tüchtig die Ellenbogen zu gebrauchen; Weisheit und Güte seien als Steuer für das Lebensschiff nicht nützlich. Nur harter Wille führe zum Ziele. Sollte es möglich sein? Nichts, es war meine Frau, die sich diese energiegeladene Lebensregel geleistet hatte, meine kleine, sanfte, weiche Frau, die seiner Flügel ein Leid tun konnte! Das sehte tatsächlich allem die Krone auf!

Unterdesen hatte ich die Feder in die Tinte getaucht und bald andemüht einige Zellen aufs Papier geworfen. Als ich am Schluß das Geschriebene durchlas, mußte ich laut auflachen, denn auch ich hab's gemacht wie die anderen alle; habe etwas geschrieben, was mir völlig fehlte: die Selbstbeherrschung! Ich, der Brautepoß, der bei der geringsten Kleinigkeit in die Luft ging! Schnell machte ich das Büchlein zu und freute es wea, damit es nicht etwa meiner Frau in die Hände fiel. Sie würde lachen, lachen!

## Milde Winter und Gesundheitschutz

Ratschläge eines Arztes

Von Dr. med. F. Kischard.

Wollte man ein besonderes charakteristisches Zeichen des Winters 1929 bis 1930 angeben, so könnte man sagen, in diesem Jahr soll alles, was der vernünftige Winter uns an Kälte gebracht hat, wieder ausgemacht werden. Die Temperaturen, die wir nun schon seit drei Wochen haben, sind ungewöhnlich hoch. Wir werden uns wohl bald der Worte Eis und Schnee ganz entwöhnen haben.

In der letzten Zeit treten Erkältungskrankheiten wie Schnupfen, Husten, Halsentzündungen, Bronchitis, auch Grippeerkrankungen in steigendem Maße auf. Daraus wird vielfach der Schluß gezogen, daß ein milder Winter der Gesundheit mehr abträglich ist als ein kalter und strenger Winter. Diese Behauptung ist — wenigstens in ihrer allgemeinen Form — nicht richtig. Der milde Winter an sich kann nicht als für Krankheiten besonders fördernd bezeichnet werden. Der Gesundheitszustand der Allgemeinheit wäre zweifellos unverändert, wenn sich jeder entsprechend der verhältnismäßig warmen Witterung klei-

den würde. Wenn Erkältungskrankheiten in so starkem Maße auftreten, dann ist meistens jeder selbst daran schuld.

Warum nimmt man auf das warme Wetter keine Rücksicht? Warum ist es nötig, daß jetzt allarmen Belehrungen gegeben werden müssen, daß nicht zuviel geheizt werden darf? Sollte man es nicht als selbstverständlich annehmen, daß in den Zimmern, wo soviel geheizt wird, die entsprechende Raumtemperatur nötig ist. Aber in Wirklichkeit kümmern sich sehr viele Menschen gar nicht um den Verlauf des Wetters, wenn es um das Heizen geht. Für sie entscheidet das Datum und nicht die Raumtemperatur. Der Januar, das ist für sie der Monat der Kälte, da muß kräftig geheizt werden. So müssen viele teils freiwillig, teils untreiwillich den Aufenthalt in überheizten Räumen vertragen. Besonders unannehmlich ist es für die Hausbewohner, die Zentralheizung haben. Wie oft wurde ihr Protest gegen das starke Heizen von dem Portier mit der Begründung zurückgewiesen: „Ja, hier wohnen so viele alte Leute im Haus, da muß es richtig warm sein“. Da man nicht immer Gelegenheit hat, die Heizung abzustellen, fällt in solchen Fällen nur eine Belehrung des Hauswarts. Gerade die alten Leute können wegen ihrer leichteren Anfälligkeit gefährdet werden, wenn sie sich in überheizten Zimmern aufhalten.

Wann ist es nun in einem Zimmer zu warm? Darüber bestehen häufig Meinungsverschiedenheiten, was ja auch wegen des so unterschiedlichen Reagierens auf Wärme verständlich ist. Für einen Wohnraum sind 17 bis 18 Grad Celsius als angemessen zu betrachten. In Schlafzimmern sollen nur 13 bis 14 Grad Celsius sein. In Krankenzimmern wird man die Temperatur etwas höher halten, und zwar zwischen 18 und 20 Grad.

Die Anfälligkeit für Krankheiten bei einem milden Winter ist außerdem auf die falsche Bekleidung zurückzuführen. Wenn würde es im Frühling oder im Sommer bei einem plötzlichen Sinken der Raumtemperatur einfallen, den Pelz wieder aus dem Schrank herauszuholen oder sich besonders warm zu kleiden? Es ist ganz falsch, wenn man sich bei der augenblicklichen Temperatur so anzieht, wie es bei einem strengen Winter angebracht wäre. Darunter leidet die Ausdunstungsfähigkeit des Körpers, die infolge der warmen Temperaturen überhaubit beschränkt ist. Damit ist ein unüberhältnismäßig hohes Schwitzen verbunden, wodurch die Gefahr einer Erkältung steigt. In diesem Zustand kann jeder kalte Luftzug gefährlich werden. Besonders müssen sich solche Personen vorziehen, die infolge einer vorübergehenden Krankheit körperlich geschwächt sind. Das gilt auch für Rekonvaleszenten, die der Gefahr einer plötzlichen Lungenentzündung mit unabsehbaren Folgen ausgesetzt sind.

Aus alledem geht hervor, daß in gesundheitlicher Beziehung ein milder Winter nicht unser Feind ist, sondern wir uns selbst. Im Interesse der eigenen Gesundheit wie der unserer Angehörigen werden wir für eine vernünftige und tatsächlich den Wetterverhältnissen angepaßte Kleidung Sorge tragen müssen.

In einer Beziehung ist es allerdings zu bedauern, daß wir so warme Temperaturen haben: vielen von uns, namentlich unseren Kindern, fehlt die Gelegenheit zu dem die Gesundheit fördernden Wintersport. Im Augenblick wird es schwer halten, dafür einen Ersatz zu bieten, da das unbändige Wetter nicht gerade zu Ausflügen und Wanderungen geeignet ist. Aber schließlich ist ja der Winter noch nicht zu Ende, und wir hoffen noch alle auf der Eisbahn, beim Rodeln, Skifahren und Schlittschuhfahren Vergnügen nachzubolen.

Aber eines sei noch empfohlen. Wenn wir durch die Unvernunft der anderen gezwungen sind, uns in überheizten Räumen aufzuhalten, dann können wir dem wenigstens insofern entgegenwirken, als wir für eine genügende, kräftige Lüftung sorgen. Dabei ist zu beachten, daß mehrmaliges kurzes Lüften etwa von je 10 Minuten zweckmäßiger ist als ein einmaliges längeres Lüften. Dadurch wird nicht allein eine weit gründlichere Luftverbesserung erreicht; die gegen Kälte allzu Empfindlichen werden dann nicht so leicht fangen, es würde im Zimmer viel zu kalt, da beim längeren Öffnen der Fenster eine Luftverbesserung eintritt, ohne daß dadurch das Zimmer allzu sehr abgekühlt wird.

## Rätselhafter Spinn

Im Nachbarhause hatte die Frau des Hauses einen Jagdhund dazu erzogen, am Morgen die Post vom Briefträger in Empfang zu nehmen und ihr sofort zu überbringen. Während zweier Jahre machte er es nun schon. Kürzlich reiste der Sohn des Hauses nach Süd-Afrika. Diesem war der Hund besonders zugetan. Als der erste so sehnsüchtig erwartete Brief aus Las Palmas ankam, übergab der Briefträger wie gewöhnlich dem Hund auch diesen Brief. Dieser, anstatt ihn zur Herrin zu tragen, rannte damit in den Garten. Mehrere Stunden wurde er vermisst, als er endlich wieder auftauchte, ohne Brief, hatte er ein Gebahren, als schäme er sich. Nach langem Suchen im Garten fand man den Brief schließlich in einem Blumenbeet vergraben, als habe der Hund das Schreiben als genau so kostbar angesehen wie einen saftigen Knochen. Niemals vorher hatte er einen Brief auf diese Weise behandelt. Ganz ausgeschlossen schien es, daß noch irgend ein persönliches Fluidum des Schreibers nach einer solchen langen Reise und dem Gang durch die verschiedensten Hände dem Papier anhaften konnte. War es einer der wenigen wundervollen Fälle von Instinkt oder einer gleichbedeutenden Zufälligkeit, die ihn so handeln ließ?

Für alle Tierliebhaber ist dieser Fall bei aller Kenntnis der Tierseele wohl rätselhaft. Unmöglich, wie schon gesagt, war es, daß der Brief noch einen eigenen „Duft“ des Absenders trug; aber da ist so manches Rätselhafte um den Spürsinn, das wohl niemals gelöst werden wird. Es ist festgestellt worden, daß Bluthunde, die unter den Spürhunden den best ausgeprägtesten Spürsinn haben, eine Spur nur noch nach zwölf Stunden verfolgen können. Erleichtert wird den Hunden die Arbeit, da die Spur im Freien aufzufinden ist. War es möglich, daß in dem geschlossenen Brief des Sohnes noch ein Duft eingeschlossen lag, der frei wurde, als der Hund ihn in Empfang nahm? Es scheint unmöglich, doch sollte man diese Annahme nicht ganz von der Hand weisen. Interessant wäre es, zu wissen, ob ein besonderes Aussehen, oder ein Merkmal, was der Hund wieder erkannte, auf dem Briefumschlag sichtbar war. Manche Hunde haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Die Erklärung, daß der Hund aus purem Zufall so handelte wie er tat, ist doch zu weit hergeholt, wie auch die Vermutung, daß er den Geruch des Schreibers, die Handschrift oder den Umschlag wiedererkannt habe.

## Buntes Allerlei

**p. Eine gesunde Gemeinde.** In dem thüringischen Ort Kalbsrieth bei Artern, mit einer Einwohnerzahl von 700 Seelen war im Jahre 1929 nur ein einziger Todesfall zu verzeichnen, und zwar starb ein Landwirt im Alter von 93 Jahren.

**p. Kinder als Brandstifter.** Nach einer für Deutschland aufgestellten Brandstatistik entstehen durchschnittlich im Jahre fast 5000 Brände durch Kinderhände. Der durch sorgloses und unvorsichtiges Kinderpiel alljährlich in Deutschland angerichtete Brandschaden beträgt etwa 40 bis 50 Millionen R.M. Als Hauptursache kommen Spielen mit Streichhölzern und Feuerzeugen und unbefugtes Hantieren mit Petroleumlampen oder Spiritus- und Gaslochern in Frage.

**p. Ein beachtenswertes Verbot.** In Zukunft soll bei Beerdigungen in dem englischen Städtchen Chippenham der Zutritt zum Kirchhof nur den Leidtragenden gestattet sein. Zur Begründung dieses Ausschusses der Öffentlichkeit wird ausgeführt: „Der Kirchhof hat sich genötigt gesehen, jenen Personen, denen die Teilnahme an allen Beerdigungen zur Gewohnheit geworden ist, die nur der Befriedigung ihrer Unterhaltungsbedürfnisse dient, bei den Beerdigungen den Zutritt zum Kirchhof zu verweigern. Unter Mißachtung der Heiligkeit des Ortes scheuen sich diese Leute nicht, zur Ablüftung des Weges über die Gräber zu schreiten, um ihre krankhafte Neugierde zu befriedigen und Augenzeugen der Trauer der Leidtragenden zu werden. In Zukunft wird deshalb während des ganzen Verlaufes der Beerdigungsfeierlichkeit der Zutritt nur denen gestattet sein, die aus wirklicher Sympathie dem Toten die letzte Ehre erweisen wollen. Es liegt uns völlig fern, der Allgemeinheit den Zugang zu dem heiligen Ort zu sperren, unsere Absicht ist nur, den Schmerz der Angehörigen gegen die zudringliche Neugierde der Gaffer zu schützen, die triviales Unterhaltungsbedürfnis auf dem Kirchhof geführt hat.“

**p. Ende einer Tierquälerei.** Einer der beliebtesten englischen Sports, das Zu-Tode-Hehen eines Fuchses durch Hunde und berittene Männer und Frauen, ist für England abgeschafft durch die Weigerung des Prinzen von Wales, im letzten Herbst an Fuchsjagden teilzunehmen. Vermutlich wird nunmehr das Unterhaus durch ein Gesetz dem Sport ein radikales Ende bereiten.

**p. Pelztierzucht in Ostpreußen.** Ostpreußen eignet sich besonders zur Pelztierzucht. Es bestehen etwa 30 Farmen mit einigen Hundert Tieren, in der Hauptsache Silberfuchse. Die Vereinigung Ostpreussischer Edelpelztüchter zeigte in Königsberg Silberfuchse, Blaufuchse, Marber, Nerze und Waschbären, die zum größten Teil auf ostpreussischen Farmen geboren waren. Eine Pelztierzucht erfordert intensive Kleinarbeit.

**p. Fasanenzucht in den Vereinigten Staaten.** Um gegen eine Verminderung des Bestandes der Fasane in Illinois anzukämpfen, hat das Departement für Jagdangelegenheiten beschlossen, 7000 junge Fasane zur Auszucht an die Farmer zu verteilen und ferner 40 000 Fasaneneier befrüchten zu lassen.

**p. Segnung von Lämmern.** Kürzlich fand in Rom in der Basilika San Agnese nach altem Brauch die Segnung der Lämmer statt, deren Rolle zur Herstellung der priesterlichen Gewänder des Papstes dienen soll. Es spielte sich bei dieser Gelegenheit eine außerordentlich feierliche und malerische Zeremonie ab, die eine Menge Zuschauer angelockt hatte. Nachdem die Messe von dem päpstlichen Nunzius beim Quirinal gelesen worden war, wurden die Lämmer von hohen geistlichen Würdenträgern in den Vatikan gebracht und dem Papst übergeben, der sie segnete und an die Anwesenden einige freundliche Worte richtete. Die Tiere wurden dann in das Monasterium Santa Cecilia die Trastevere gesandt, wo sie bis Ostern versorgt und dann geschoren werden.

**p. Mittelalterliches Sektierwesen** ist eine zunehmende Begleiterscheinung des Bolschewismus in Sowjetrußland. Die Kirchenverfolgung schreit die Menschen nicht mehr. Sekten wachsen wie Pilze aus der Erde. Der Prozeß der Theodoroff'schen „Kreuzträger“ in Woroneß, sollte zur Demonstration für den Bolschewismus werden. Er verkehrte sich in das Gegenteil, wie die offizielle Presse selbst jagt. Die Angeklagten bemühten sich nicht einmal um ihre Verteidigung. Sie antworteten gar nicht auf die Fragen der Richter, — hin und wieder rief einer der Kreuzträger nur aus: „Christ ist auferstanden!“ — Sie überhäufte das Tribunal mit Vorwürfen: „Teufel seid ihr, — bald werdet ihr der rächenden Strafe verfallen“ usw.

**p. Ein Denkmal für die Mutter.** Die Stadt Venedig hat einen internationalen Wettbewerb zur Erlangung eines Denkmals ausgeschrieben, das den Begriff der Mutter am sinnvollsten gestaltet. Als erster Preis sind 25 000 Lire ausgesetzt.

**p. Der gepändete Grabstein.** Wie aus der Schweiz berichtet wird, ist ein auf dem Friedhofe in Wöhlin stehender Grabstein gepändet und zu 100 Franken geschätzt worden. Der Fall dürfte wohl einzig dastehen.

**p. Radio für Kinder.** Der neue Pariser Kurzwellen-Großrundfunksender hat in das Programm eine Kinderstunde für die französischen Kinder im Auslande und in den Kolonien aufgenommen. Ferner werden sämtliche 5000 Schulen des nordamerikanischen Staates South-Dakota in Kürze mit Empfangs- und Lautsprecheranlagen ausgerüstet werden. In der Zwischenzeit wird mit dem Bau eines Rundfunksenders begonnen, der täglich besonderen Schulfunk überträgt.

**p. Militär oder Heilsarmee.** Wie berichtet wird, hat die Regierung in Neu-Seeland ein originelles Abkommen mit der Heilsarmee getroffen. Jene Personen, die infolge ihrer religiösen Ueberzeugung nicht im Heere dienen wollen, müssen ihren Präsenzdienst in der Heilsarmee leisten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Ludwig Paul, Druck und Verlag der W. Kiefer'schen Buchdruckerei, Altensteig.





Bei genügender Beteiligung findet Anfang Februar in Nagold auf Wagen der Württ. Landesfahrtschule ein

### Kraftfahr-Lehrkurs

statt. Interessenten werden gebeten, sich schriftlich oder telefonisch mit der

**Württ. Landesfahrtschule G. m. b. H.**  
Ulmerstr. 196. Stuttgart Tel. 40760 u. 41608  
in Verbindung zu setzen.

Ausbildung auf eigenem Wagen wird jederzeit, d. h. noch vorheriger Vereinbarung am Plage des Kursteilnehmers vorgenommen.

Anmeldungen werden auch von unserer  
Filiale Calw, Neue Stuttgarter Straße 886  
Gernspracher Nr. 234 entgegengenommen, bei der  
Interessenten jederzeit Auskunft erhalten.

### Dauernde Beschäftigung

finden fleißige, strebsame Personen an allen Orten bei Übernahme einer Strumpfstickerei. Leichter, hoher Verdienst. Fertige Ware nehmen wir dauernd ab. 350 Mk für Maschine erforderlich. Schriftliche Anfragen an

„Favorit“-Strickmaschinen, Karlsruhe-Grünwinkel 75.

Empfehle

### Ia. Spezial Mehl

Weizenausgangsmehl „Neckargold“ in 5 u. 10 Pfd.-Säcken, Brotmehl, Futtermehl, Kleie, Leinmehl, Mais- und Maismehl, Sojaflocken, Erdnuzmehl, Weizen und Gerste, Platan-Haber, Torfmelasse, Malzkeime, Fischmehl, Kälbermehl, Speise- und Viehfatz, Darmmalz für Brenner, Futterkalk  
**Künstliche Düngemittel.**

Ferner bringe mein **Weinlager**  
in empfehlende Erinnerung.

**M. Schnierle, Altenstein**



### Sie staunen alle

über die aus den Spezialitäten der Firma Robert Ruf, Ettlingen hergestellten Getränke. Welt mehr als 9000 Anerkennungen und Nachbestellungen. — Rufs Heidelbeere mit Zusatz zu 100 Liter Mk 5,-, Rufs Rosinen mit Heidebeeren zu 100 Liter Mk 5,-  
**Robert Ruf, Heidelbeer-Versand, Ettlingen**  
Obstmost, der sauer, schwarz oder zäh wird, kann durch Umgärung mit meinen Spezialitäten wieder hergestellt werden.

**Hypothekengelder**  
zur 1. und 2. Stelle sofort auszahbar  
durch  
**Alber & Co. G.m.b.H. Stuttgart**  
Friedrichstraße 60 | Telefon 22142/43  
NR. Schenkungsurkunden sind vorzulegen



### Naturkräfte

sind kostbares Gut. Schützen Sie sich vor den Gefahren der Zugluft. Die wärme- und kräftbildenden Kaiser's Brust-Caramellen bringen sichere und schnelle Hilfe in leichten und schweren Hustenfällen. Sie sind das wahre und billige, tausendfach bewährte Volksmittel. Mehr als 15000 Zeugnisse.  
Beutel 40 Pfg. Dose 90 Pfg.  
Gebrauchen Sie stets

### Kaiser's Brust-Caramellen

mit den 3 Tannen

Zu haben in Apotheken, Drogerien u. Kolonialwarenhandlungen u. wo Plakate sichtbar, in Egenhausen bei Wfr. Kuchler.



### Kropf

leidende, die eine erfolgreiche Behandlung ohne Operation u. ohne Arbeitsunterbrechung wünschen, wenden sich an das altbekannte Privat-Institut für operationslose Kropfheilung **Dr. Meier, München 8, Ruhbaumstr. 30.** Ausführliche Aufklärung geg. Mk. 1.— in Briefen.

**Geflügelhaltung ist rentabel**  
Dankern Sie Nistkästen und Beschäftigung über mehrere Jahre und auch für die Zukunft.  
**Leghorn** - Dreier, Zweier, Einzeiler, Dänischer u. Englischer in Mergentheim A. 3.

### Bettmässen

sofortige Abhilfe. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst.

**Dr. med. Eifenbach,**  
München 115, Bayerstr. 35/II

### Dank.

Zeugnis: „Ihr **Walwurzfliud**

habe ich schon vor mehreren Jahren angewendet bei starken Schmerzen im linken Knie, hat vorzüglich gewirkt. Bis heute sind die Schmerzen nicht mehr aufgetreten, kann folches nur empfehlen.

J. S. Wiefenfeld, 3. 5. 1928

Große Flasche Mk. 2.—  
Spezial, doppelstark Mk. 3.—  
Sparpackung 3/4 Lit. Mk. 5.—

Zu haben in den Apotheken von Altensteig, Nagold u. Pfalzgrafenweiler.

### EISU- u. Holz-Betten

Schlafzimmer, Kinderbett, Polster, Stahlstratzen, Chaiselongues zu Private, Ratenzahlung Katalog in Klammern  
**Blumenheller & Suhl (Thür.)**

### Dankfagung.

**Mhins, Mhst- und Mhru** **naismoskranten**

teile ich gern gegen 15 Pfg. Rückporto sonst kostenfrei mit, wie ich vor 4 Jahren von meinem schweren Mhst- und Rheumaleiden in ganz kurzer Zeit befreit wurde.

**Stieling**  
Rantienpächter  
Gütrin-N., Nr. 537

### Inserate

haben jederzeit besten Erfolg!

Worms Malaga  
Erstklassige **Flaschen-Weine**  
weiß und rot  
1/2 Literflasche von 53 an  
Literflasche 08, 1.—, 1.10 etc.  
empfiehlt  
*Fritz Pöhler*  
Altensteig.  
Ingenheim Rot Edenkoben Weiß

### Ihr Schicksal 1930?

Was bringt Ihnen das Jahr 1930 in Bezug auf Beruf, Liebe, Reisen, Lotterie, Krankheiten etc.??

Einführungshalber senden wir Ihnen eine hochinteressante **Probedeutung gratis**

gegen Angabe Ihres Geburtsdatums und einen beliebigen Unkostenbeitrag (Briefm.) Schreiben Sie sofort an **Universum-Verlag Abt. 4h, Berlin NW 7**  
Dankschreiben aus der ganzen Welt.

### Verlobungs- und Hochzeits-Karten

fertigt rasch und sauber die

**W. Rieker'sche Buchdruckerei**  
Altensteig.



Die wundervolle Arbeitserleichterung die im Nu die Fett- und Seifenreste vom Geschirre löst, welche die alles mit herrlichem Glanz umgibt, darf in Ihrem Haushalt nicht fehlen! Im zugleich ein ideales Reinigungsmitel für alle stark beschmutzten Gegenstände aus Glas, Porzellan, Metall, Stein, Fliesen, Marmor, Holz usw. Im so ergiebig, daß Sie nur 1 Eßlöffel auf 10 Liter heißes Wasser - 1 Eimer zu nehmen brauchen.

Sie haben Freude am Reinigen durch

**IMI** **Henkel's Spül- und Reinigungs-Mittel**  
für Haus- und Küchengerät  
Hergestellt in der Reichs-Werken

### Alte Maschinen

aller Art

### Alteisen aller Art

kauft ständig  
**A. Breuning, Nagold**  
Telefon 109

# Miele

## Nr. 45

### die neue elektrische Waschmaschine

deren günstiger Preis es gestattet, in jedem Haushalt elektrisch zu waschen.

Stromverbrauch am Waschtage 20-30 Pfg.

In den einschlägigen Geschäften zu haben. Auf Wunsch Ratenzahlung.

### Mielewerke A.G.

Größte Waschmaschinen-Fabrik Deutschlands  
**Gütersloh/Westfalen**  
Über 2000 Beamte und Arbeiter

**Krampf Lähme**  
Knochenkrankheiten  
berühmt über „Die 3en“ - Stiefel steinhaltige Vieh-Geißeln aus geräuterten Dorschlebertran! - Wirkt erschließend schnell  
- Keine Kämpferlage mehr - Erhöht die Fruchtbarkeit und Schenkbarkeit  
- Günstig bei dem Gicht - viele Krankheiten  
- Wahren „Kämpfer“ mit sorgfältigen Rührungs-Anweisungen  
erhalten Sie gratis in unseren Stiefelgeigen oder direkt von  
M. Brockmann Chem.-Fabr. m. b. H., Leipzig-Eutritzsch 117 d

Zu haben: In Altensteig bei: Fritz Schlumberger, Schwarzwald-Drogerie; Fritz Hertler, Löwen-Drogerie (Haus Kaltenbach). In Simmersfeld bei: Jakob Danfelmann, Gemischtwaren. In Walldorf bei: C. L. Nagel Nachf., 3. Gulden. In Zwerenberg bei: W. Hamann, Gemischtwaren.

Nach dem Fossbad leg' geschwinde „Lebewohl“ die Pflasterbinde Um die Hühneraugen-Zehen Und das Uebel wird vergeden.

**Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballen-schellen Blechdose** (8 Pflaster 75 Pfg., **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß-Schachtel (2 Bäder) 50 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Sicher zu haben bei **Fr. Schlumberger, Schwarzwald-Drog., Poststr. 250.**